

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

1.12.1929 (No. 48)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 48



1. Dez. 1929

## Ulrich Bernays / Schnabels Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert

Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts besitzen wir bereits. Heinrich von Treitschke hat sie geschrieben. Ihr erster Band erschien im Jahre 1879, die Vorrede des fünften ist vom 10. August 1904. Das Werk ist unvollendet geblieben, unmittelbar vor 1848 bricht es ab, der Tod trat dazwischen. Treitschke schrieb in ganz bestimmtem Sinn und Absicht wie jeder große Historiker: er wollte das Elend des Deutschen Bundes zeigen, das Heraufkommen Preussens. Schon in seiner Abhandlung „Bundesstaat und Einheitsstaat“ hatte er den Satz verfochten, daß nur ein großes und geeintes Deutschland unter Preussens Führung seine Aufgabe in der Welt erfüllen könnte; der Ausführung dieses Satzes diene letztlich auch sein großes Werk. Es ist bei seinem Erscheinen ebenso maßlos bewundert wie maßlos geschmäht worden, und auch heute noch ergreift einem beim Lesen ein zwiespältiges Gefühl: man wird hingerissen von der Gewalt der Sprache, von der Mut und Leidenschaft der Gesinnung, man bewundert immer aufs neue, wie hier aus der Fülle zahlloser Einzelheiten ein Bild deutschen Lebens gestaltet wird, so bunt und farbenreich und eindrucksvoll, daß man es nimmermehr vergißt; und andererseits empfindet man doch wieder ein Mißbehagen über die allerdings großartige Einseitigkeit, mit der die Dinge gesehen werden, über die Willkür, mit der Licht und Schatten verteilt sind. Und uns heutige Leser überkommt wohl auch noch eine gewisse Wehmut, wenn wir uns sagen müssen, daß so vieles, was hier als groß und glänzend gepriesen wird, in der Stunde der Prüfung nicht standhielt, und daß unsere Gegner nicht zum geringsten Teile aus eben diesem Werke ihren Stoff für ihre maßlosen Anklagen und Anschuldigungen schöpften.

Nun hat, volle fünfzig Jahre nach Treitschkes erstem Band, Franz Schnabel uns wieder eine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ geschenkt. Der 1. Band: „Die Grundlagen“ liegt vor (Freiburg, Herder, 1929), das Ganze ist auf drei Bände berechnet. Schnabel ist sich wohl bewußt, daß er sich seine Aufgabe völlig anders stellen mußte, als es einst Treitschke getan hatte, und er spricht dies auch in der Vorrede klar und deutlich aus. „Ich habe mich bemüht, die innige Verflochtenheit aller Lebensgebiete zu untersuchen und darzustellen, um so in großen Zügen eine Biographie des europäischen und des deutschen Menschen zu geben und die gegenwärtige Lage der europäischen Kultur und im besonderen des deutschen Volkes historisch zu deuten.“ Und was Schnabel hier als die Absicht seines Werkes bezeichnet, das führt er dann im Verlauf des Ganzen meisterhaft durch. Und von diesem Satze aus wird es uns auch ermöglicht, das Letzte und Grundlegende seines Buches zu bezeichnen, das, was ihn völlig von Treitschke trennt und, wie er selber im Vorwort leider nur andeutet, aber nicht ausführt, eine neue Stufe der Geschichtsbetrachtung und Geschichtsdarstellung heraufführt: wir meinen jene Verbindung von Europäischem und Deutschem und jenen hier wohl zum ersten Male gemachten Versuch, die großen geistigen Strömungen gewissermaßen „biographisch“ darzustellen und sie aufs engste zu verflechten mit den Einzelereignissen. Gewiß hatte auch Treitschke die großen europäischen Verhältnisse zur Darstellung gebracht und in vielbewunderten Abschnitten das geistige Leben der Deutschen zu schildern und zu deuten versucht, aber was hier Schnabel tut, ist doch grundsätzlich, und nicht nur in einzelnen etwas anders. Sein Buch heißt „Deutsche Geschichte“, und deutliches Geschehen, deutsches Wesen sollen in erster Linie erzählt, in erster Linie dem Verständnis nahe gebracht werden. Aber mehr als dies bisher wohl jemals in einer deutschen Geschichte geschehen ist, heben sich diese Dinge ab von dem Hintergrunde Ge-

samteuropas, wird die Deutung gesucht und gefunden heraus aus der geistigen Gesamthaltung des Abendlandes. Die „Kleindeutschen“ und „politischen“ Historiker hatten uns zu sehr daran gewöhnt, die Geschichte des neueren Europa, ja vielleicht die gesamte Geschichte (man denke etwa an ein an sich so wundervolles Buch wie den „Alexander“ von Droysen) aus deutschem, ja schließlich aus preussischem Gesichtswinkel heraus zu sehen, jetzt, beim Lesen des Schnabelschen Buches wird uns wieder klar, daß Europa nicht nur zur Zeit der Kreuzzüge und des höfischen Minnefanges eine Einheit bildete, sondern daß auch Europa, wie es sich seit Humanismus und Reformation ausbildete, eine große geistige Einheit ist, und daß jene Grundkräfte, die zu seiner Entstehung beitrugen und die Schnabel, hier Diltheyns Spuren folgend, an allen wichtigen Punkten seines Werkes immer wieder in die Erinnerung ruft, nicht einem einzelnen Volke angehören, sondern aus der Zeitstimmung entspringend, in einem Einzelvolke wohl ihre besondere und erstmalige Ausprägung erhalten, aber von dort aus weiterwirken und so jene geistige Einheit hervorbringen, die, trotz aller Zersplitterung, trotz allen Hasses, allem ängstlichen Abkühlen und geistlichen Nichtverstehenwollens bis auf den heutigen Tag das Gesicht Europas deutlich von dem der anderen Erbteile unterscheidet. Vielleicht wird es da manchem Leser dünken, als käme hier das deutsche Wesen etwas zu kurz, als würde der Westen als ideenpendend zu sehr bevorzugt vor dem deutschen Menschen, aber je mehr man sich in das Buch verfenkt, je mehr man sich überlegt, was es will, desto deutlicher wird man die Grundlosigkeit dieser Annahme einsehen. Denn gerade darin besteht das Besondere des Schnabelschen Buches und gibt dem Titel „Deutsche Geschichte“ seine volle Berechtigung, daß nun eben gezeigt wird, wie die beiden Faktoren „europäischer Geist“ und „deutsches Wesen“, ein jeder durch und voneinander bedingt, in reizvollem Wechselspiele sich fassen und anziehen und eben der deutsche Geist ein Eigenes und Selbständiges hinzutut und so das, was ihm vom Westen zugetragen wird, zu einem Neuen und Eigenwüchsigen umformt. Im einzelnen mag hier vielleicht mancher anders denken und vielleicht die Dinge unter einem anderen Gesichtswinkel sehen; das Gesagte bleibt doch zu Recht bestehen, und besser als alles Reden darüber wird einem jeden Leser die Darstellung des Lebens und Wirkens des Freiherrn vom Stein von dem überzeugen, was Schnabel wollte, und auch, wie es ihm gelungen ist, das Gewollte zur Anschauung zu bringen.

Hier wäre wohl ein Wort über die Darstellung an sich zu sagen. Schon lange kannten wir Schnabel als einen Meister der Form, dem es gegeben war, in klarer, leicht dahin fließender Art seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, und der in künstlerischer Vollendung Bilder von Menschen und Zeiten zu formen wußte, wie er es etwa in seinem „Reizenstein“ und „Liebenstein“ getan hat. Aber in dem vorliegenden Werk handelte es sich um etwas unendlich Größeres. Hier mußte ein unermeßlicher Stoff gestaltet werden, verwickelte geistige Prozesse mußten so zur Darstellung kommen, daß auch der Ueingeweihte ihnen zu folgen vermochte und doch dabei die Größe und Tiefe des Problems nicht verloren ging; Menschen mußten vor unserem geistigen Auge entstehen in ihrer ganzen Eigenpersönlichkeit und doch wieder verbunden und verwurzelt mit und im Zeitgeschehen und schließlich, das war wohl das Schwerste, der Leser durfte sich nicht rettungslos den Einzelheiten ausgeliefert sehen, mochten diese auch an und für sich noch so viel Eigenrecht und Eigengewicht besitzen, sondern er mußte sich immer bewußt bleiben, daß es sich um einen großen, folgerichtigen Ablauf handelte, wo jede Einzelheit ihre ganz bestimmte Stelle



einzunehmen hatte und so im Leser jenes Gefühl der Einheit und Geschlossenheit aufkommen läßt, das ein Geschichtswerk erst zum Kunstwerk macht und es emporhebt über eine Stoffsammlung oder eine willkürliche Aneinanderreihung einzelner, an sich recht bemerkenswerter Tatsachen.

Schnabel hat all diese Forderungen erfüllt. Er verzichtet auf das Pathos, das nur ein Treitschke fünf Bände hindurch sich erlauben konnte, und er verzichtet auch auf jene Glanzlichter, die der gleiche Historiker seinem Werke aufsetzte durch die Einflechtung zahlreicher Einzelheiten, die ihm notwendig erschienen zur Verlebendigung des Bildes. Aber er braucht auch diese Mittel nicht. Klar fließt die Sprache dahin, ohne sich je in die Niederungen des Alltags zu verlieren, die gewaltigen Stoffmassen werden übersichtlich gegliedert und so verwickelte und in ihren letzten Gründen kaum erspürbare Geistesvorgänge wie der deutsche Idealismus und vielleicht noch mehr die deutsche Romantik (neben dem Freiherrn vom Stein sicherlich die Krone des Buches) erheben bis zum letzten übersehbar vor dem Auge des Lesers. Die Fähigkeit, lange Entwicklungsreihen auf das Entscheidende zurückzuführen, ist erstaunlich; es sei hier nur an die Darstellung der Menschenrechte und vielleicht noch mehr an die Umwandlung von Taktik und Strategie infolge der französischen Revolution erinnert, die man wohl selten so klar und einheitlich dargestellt finden wird. Aber man sollte solche Einzelheiten gar nicht aufzählen, denn der große Zug des Buches liegt eben darin, daß es einheitlich ist vom ersten bis zum letzten Wort, und dadurch jene Absicht, die der Verfasser im Vorwort ausgesprochen hat, zu voller Erfüllung gelangt.

Eines darf freilich nicht verschwiegen werden: leicht liest sich das Buch nicht. Wer von Geschichte Geschichten erwartet, der wird enttäuscht sein. Da ja die Biographie des europäischen und des deutschen Geistes gegeben werden soll, so wird, namentlich in den einleitenden Kapiteln, der Darstellung dieser geistigen Bewegungen ein unverhältnismäßig großer Raum zuerkannt, hinter dem die eigentlichen Geschehnisse zurücktreten. Auch könnte es hier und da einmal scheinen, als würde zugunsten von Abstraktionen der lebendige Fluß konkret historischen Lebens allzu sehr eingedämmt. Aber bei tieferem Eindringen sagt man sich, daß das ja bei einem Bande, der die Grundlagen enthält, gar nicht anders sein kann, und daß der Leser dem Verfasser Dank wissen muß, wenn er es ihm nicht allzu leicht macht, sondern ihn eigenen Mitschaffens und Mitdenkens für würdig hält.

Von dem großen und einheitlich geschlossenen Weltbilde des Mittelalters, wie es seinen Höhepunkt findet in Thomas von Aquin und Dante, führt der Weg des europäischen Geistes hin zur immer größeren Autonomie der Persönlichkeit. Diese Autonomie wird geradezu zum „Atomismus“, unverbunden und vereinzelt steht eines neben dem anderen. Was sinnvolle, organische Einheit war, das wird mechanisiert, die „Ratio“, wie sie zuerst beherrschend hervortritt in der Philosophie des Descartes, wird zur allein herrschenden Macht, alles sucht sie sich zu unterwerfen. Das Weltbild wird mechanisch erklärt, der Staat wird zum „Kunstwerk“, die Kunst erhebt sich noch einmal zu einem großen, aus dem Wesen der Zeit herausgeborenen Stil im Barock, namentlich des südblichen Deutschlands, aber die Schloß-, Park- und Städteanlagen der letzten absoluten Fürsten zeigen doch auch, daß hier „Kunstwerk“ liegt über „Kunst“, „Wille zur Macht“ über „organisches Werden“. Da kommt die französische Revolution. Rousseau hat sie vorbereitet, er zuerst setzt wieder Gefühl neben Verstand, Natur neben Kunstlet, Leidenschaft neben Konvention. Aber darin bleibt die Revolution und auch Rousseau Kind der Aufklärung, sie ist unhistorisch. Und hier tritt der germanische Mensch und der germanische Geist ein, und was er zu den Gedanken des Westens hinzubringt, das bildet mit diesen den Geist des 19. Jahrhunderts und die hauptsächlichsten Triebfedern auch der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert. Drei Dinge sind es, die kennzeichnend sind für diesen germanischen Geist: das historische Bewußtsein, der deutsche Idealismus und die Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit der Persönlichkeit. Herders großer Name leuchtet hier als großes Vorbild; seine Gedanken, seine Persönlichkeit bilden auf weite Strecken hin den geistigen Mittelpunkt des Werkes. Und zu diesem historischen Sinn kommt der deutsche Idealismus, wie er sich zu erkennen gibt einmal in der Philosophie Kants und vielleicht noch stärker in den Systemen von Fichte, Schelling und Hegel, und andererseits in dem Humanismus, der, ausgehend von Windelmann und nach seiner wissenschaftlichen Seite hin vertieft durch Fr. A. Wolf, seinen Höhepunkt erreicht in Goethe, dessen beherrschende Persönlichkeit im deutschen Geistesleben eine liebevoll eindringende Darstellung findet, in Schiller und W. v. Humboldt. Und mit den beiden zuletzt Genannten tritt auch die dritte große Gabe des deutschen Geistes an die europäische Menschheit in helles Licht. Wohl gehen beide aus vom Weltbürger und sehen die Aufgabe des Staates zunächst nur darin, der Einzelpersönlichkeit einen möglichst freien Spielraum zur Entfaltung ihrer Kräfte zu gewähren, aber mitten hinein gestellt in gewaltigstes Weltgeschehen und mit dazu berufen, an der Erneuerung des Menschen wie des Staates mitzuwirken, erkennen sie die Bedeutung eben dieses Staates auch für die Einzelpersönlichkeit. Und hier trifft auf ihre Bestrebungen eine zweite

Linie. Sie geht aus von Herder, empfängt stärkste Anregung von dem Engländer Burke, findet in Justus Mölers Schriften ein kleines, aber fruchtbares Gebiet für ihre Anwendung und gipfelt in dem Freiherrn vom Stein. In drei großen Kapiteln wird dann, nach breiterer und fleischlicher Grundlage, diese Erneuerung dargestellt. Stein, Scharnhorst und Humboldt bilden ihre Träger und der deutsche Geist entfaltet sich in ihnen zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Die Autonomie des Menschen ist jetzt vollendet, aber sie verbindet sich in sinnvoller Weise mit dem Deutschen seit uraltesten Zeiten vertrauten Genossenschaftsrecht, wie es sich in dem Westfalen Steins und Mölers noch hinübergerettet hat in die Zeiten des Absolutismus. Wohl feiert der Humanismus den schönen und guten Einzelmenschen als die Blüte des Menschen überhaupt, so wie er dem schönheitsstrunkenen Windelmann aufging in den Jünglingsgestalten der griechischen Götter, aber die aus altprotestantischer Lebensauffassung entsprungene Berufsethik des Freiherrn vom Stein sieht die Aufgabe des Menschen nicht im bloßen Ausbilden der Persönlichkeit, sondern im Dienste am Werk, das freilich nicht mechanisch aufgefäßt wird wie in Napoleons Präfekturssystem, sondern herauswächst aus der Selbstverantwortlichkeit und vom Kleinen zum Größeren fortschreitend das Volk wirklich zum Träger und Lenker seiner Geschichte macht. Aus dem alten Söldnerheer wird das Volk in Waffen, eine Stellvertretung gibt es nicht; und Fichte und Humboldt fassen den großen Plan einer Volkserziehung, wo die Ausbildung des einzelnen gewiß ihre Stelle und ihr Recht behält, wo aber der Gedanke des freien und selbständigen Dienstes am Ganzen doch das unverrückbare Ziel bleibt.

So war „der Tag des Deutschen“ angebrochen. Aus dieser Bestimmung heraus erfolgt die Befreiung. Aber nun verbindet sich wieder Europa und Deutschland. Aus diesem Gesichtspunkt wird die Darstellung Metternichs verständlich. Hier vielleicht trennt sich Schnabel am meisten von Treitschke und es ist ein Meisterstück seiner Schilderung, wie er Metternich und Stein, die beiden rheinischen Reichsunmittelbaren, einander gegenüber stellt, und, ohne irgendwie aufdringlich oder konstruierend zu werden, in ihnen beispielhaft den „deutschen“ und den „europäischen“ Menschen vor uns lebendig werden läßt. Und der Schluß des Bandes führt uns auf die einsame Felseninsel und wir hören die Stimme des gestürzten Gewaltigen, der von dort den Gedanken der „vereinigten Staaten von Europa“ verkündet. „Reich und üppig ging die Saat von St. Helena auf und mehrte die stattliche Fülle von Gedanken und Antrieben, die in den letzten Jahrhunderten emporgewachsen waren. Nun lagen sie alle bereit, sich zu messen und sich zu vertragen: sie vollends aus dem Reiche der Ideen in die Wirklichkeit überzuführen, wurde die Aufgabe des 19. Jahrhunderts.“

Damit schließt der vorliegende Band; die Ausführungen des hier Aufgestellten werden die beiden folgenden Bände bringen, auf die wir hoffentlich nicht allzu lange warten müssen. In ihnen wird wohl die eigentliche Erzählung einen breiteren Raum einnehmen als in diesem ersten, die Grundlagen enthaltenden Bände. Erst nach ihrem Erscheinen wird ein abschließendes Urteil über das ganze Werk möglich sein. Aber es steht zu erwarten, daß Geist und Sinn der folgenden Bände nicht abweichen werden von dem des ersten.

Wechselvoll und zerplittert wie die keines anderen Volkes ist unsere Geschichte. Auch beim Lesen dieses Buches, das sich, wie kaum ein anderes vor ihm, bemüht, die Verflechtung deutschen und europäischen Geistes zu zeigen, kommt dies deutlich und schmerzvoll zum Bewußtsein. Denn wenn hier Goerres neben Arndt, Metternich neben Stein, die österreichische Erhebung von 1809 neben die preussische von 1813, Leibniz neben Luther gestellt wird, so fühlt ein jeder, der diese Dinge liest, den Zwiespalt, der noch heute durch unser Volk geht. Aber das darf uns nicht mutlos machen, und wir müssen dem Verfasser Dank wissen, daß er diese Dinge so herausstellte, wie er sie sah. Dieser Zwiespalt ist uns einmal aufgegeben, ihn zu tragen und zu überwinden, ist unser Schicksal. Aber nicht dadurch überwinden wir ihn, daß wir einseitig den Blick nur nach einer Seite wenden und alles andere nicht sehen wollen, sondern einzig und allein nur dadurch, daß wir uns, trotz oder eben wegen dieses Zwiespaltes, zu unserem Volke bekennen, daß wir einsehen, wie in ihm Europäisches und Deutsches sich mischt, daß wir den Staat auffassen lernen nicht als ein böses Machtgebilde, sondern als ein sinnvolles Ganze, und daß wir das nicht vergessen, was die Träger des deutschen Idealismus wie Schiller und Humboldt und die Verkünder des wahrhaft nationalen Gedankens wie Scharnhorst und der Freiherr vom Stein uns an lebenspendenden und die Zeiten überdauernden Gedanken überliefert haben. Diese Gedanken einmal wieder klar herauszuarbeiten und das deutsche Volk und seine Stellung innerhalb des europäischen Geschehens zur Darstellung zu bringen, das ist die Aufgabe, die sich Schnabel gestellt hat. Jeder, der unseren Ausführungen folgte und noch mehr, wer sich anteilnehmend und mitarbeitend in das Werk selbst vertieft, wird zugeben, daß sie Schnabel völlig gelöst hat. Darin besteht der Wert dieses seines ersten Bandes, der uns, eben durch die Darstellung der Grundlagen, ein Führer zu sein vermag in unserer eigenen wirrenreichen und suchenden Zeit.



## Hermann Cris Buisse / Was sagt Virginia dazu?

Eine tragikomische Geschichte

(Schluß.)

Nach und nach wurde es auch Virginia zu langweilig, immer wieder über das Verhältnis von Häsin und Kater den Schnabel aufzureißen. Sie schien überhaupt sehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt, rannte oft, leise vor sich hingackernd, erregt und allein im Hof herum, während Garibaldi die Schar der jungen Herren mit der Gegend bekannt machte und den Frühling ankämpfte vor Lebenslust. Er ließ sich von Virginia nicht mehr so stark bevormunden. Er behandelte sie sogar ein wenig von oben herab, seit er seine Schönheit um eine Schwanzfeder gewachsen fühlte und eben — seit so viel junge, wenn auch nicht gerade ausbündig hübsche Herren um ihn lebten. Virginia wurde schwermütig, sie legte auch schlecht. Frau Gulden Schuh schüttelte den Kopf. Die Trübsal jedoch hielt nicht lange vor.

Der Herrschaftshund Hsegrimm war irgendwie an Dikern beleidigt worden von dem übermütig sich spreizenden Garibaldi und hatte ihn herzhast zurechtgewiesen. Die alte (zum Glück die alte) Schwanzschweifeder blieb auf der Kampfstätte liegen. Die jungen Herren machten sich lustig darüber her und spielten damit. Garibaldi tief gekränkt, fand bei seiner Trennung, vor Nührung glücklichen Virginia wieder Trost und Liebe.

An einem ins schönste Himmelsblau hineingeborenen Sonntagmorgen fand der Maler, als er über den Hof ging, den Pächter Gulden Schuh, der ihm ein kluger Verwalter des Anwesens war und hoch in Ansehen stand, vor Selmas Behausung in tiefstes Staunen und Nachdenken verjunkten. Er betrachtete ein Etwas in der Hand genau von vorne und hinten, oben und unten und allen Seiten, legte es wieder in die Kiste zurück, langte nach einem anderen Etwas, schaute wieder nachdenklich, untersuchte und schüttelte dabei ratlos den Kopf.

Der Maler trat näher und sah, daß Gulden Schuh ein junges Häselein in der Hand wog.

„Wieviel sind es denn?“ fragte er.

„Sechse . . . aber — aber jetzt weiß ich doch nicht, was man noch denken soll, Rabenköpfe haben sie keine, und doch kann's nicht anders sein.“

Der Maler verdrückte mit aller Mühe das Lachen und brachte nur beschwichtigend heraus: „Na, das ist schon ein Segen, Josef, am heiterhellen Sonntag,“ und machte sich mit dem Malgerät davon. Der Gulden Schuh schüttelte noch lange den Kopf, nahm sich aber vor, die größte Sorge an die Aufzucht der Kleinen zu wenden und vor allem den Rabenvater Willi fernzuhalten. Der kam eben mit hocherhobenem Schwanz angeschwummt. „Ja, ja, du bist mir ein Kerl,“ sagte Gulden Schuh, fuhr ihm über das Fell und vermahnte ihn herzhast vor den Jungen Selmas.

Virginia natürlich noch den Braten wieder früher als man dachte, und ferkerte den ganzen Hof mit ihrer Neugierkeit voll. Sie gab sich nicht einmal Mühe, zu tuscheln. Was schade es denn, wenn die Belgierin so recht merkte, daß man um ihre Schande wußte? Selma hingegen hörte nichts, sie hatte Arbeit genug, ihre sechs blinden Fresserchen zu versorgen. Sie konnte jedoch nicht verhindern, daß sie nachts eines im Schlafe zerdrückte.

Gulden Schuh, dessen erster Gang mit einer Schale lauer Milch zu Selma hin war, fluchte vor Mergel. Er kam jetzt, so oft er sich leeren konnte, und sah nach dem Rechten. Willi, der sie und da, auch bei Tag wie sonst auf die Kiste sprang und in das Gitter schnurrend schnupperte, wurde dreimal von Gulden Schuh mit Holzstücken verjagt.

Nachts aber, als Mensch und Tier außer den Dunkelgängern in tiefer Ruhe lagen, löpelte Willi sich doch das Kistenbrett überm Kopf seiner Freundin weg und sprang hinein zu ihr. Doch, da fätet ihr sehen sollen, wie die entsetzte Häsin tobte! Sie schlenderte die Hinterbeine mit voller Wucht gegen den unerwünschten Besucher, so daß sich Willi zurückziehen mußte. Bald aber kam er wieder. Selma schlug heftiger aus. Als die Morgenröte in den Stall leuchtete, war die Schar der Häselein auf zwei zusammengeknurrte und Willi gefättigt.

Gulden Schuh, wenn er kein Mann gewesen wäre, hätte vor Kumme weinen können. Das nützte jedoch alles nichts. Er hatte wohl gesehen, daß der Kistendeckel offen stand, es war seine Schuld. Er hätte selbst daran denken müssen, einen Sauerkrautstein oder sonst etwas Schweres daraufzulegen. Klug geworden, tat er es aber, und man achtete im ganzen Hof scharf darauf, daß niemand den Waden von der Kiste nahm.

Die zwei Häselein gediehen. Sie sahen nicht anders aus, wie Hasen sonst auch, eigentlich fast wie Feldhasen. Das gab, als Gulden Schuh dies erkannte, erneut und erst recht zu denken, dem Maler auch.

Eines Sonntag vormittags, da Selma mit den zwei Jungen im Gras herumspitzte, weil der Pächter einen großen, mit mehreren Kammern versehenen Stall zimmerte, blaffte plötzlich der Wolfshund Hsegrimm leidenschaftlich los und schoß den Abhang hinauf. Dort ergriff ein graubrauner Geselle, der kurz vorher das Männchen gemacht hatte, das Hasenpanier.

„Da haben wir's ja,“ brüllte Gulden Schuh und lachte aus vollem Hals sich selbst ein wenig dabei aus.

„Also habt ihr euren Vater gesehen?“ fragte er die beiden jungen Vögel, als er sie in ihre Kammern verteilte, „ein rechter Buschritter.“

Virginia, wenn keine reine Seele diese neue Tiefe des Schicksals ahnte, in das die hochgestochene Häsin Selma sich herabgeben hatte: einen Bagabunden nahm sie an als Gypsi, wie unerträglich für die noble Gesellschaft in einem Burghof. Dieses Geheimnis jedoch blieb bewahrt, vielleicht weil Hsegrimm harmlos war und noch nicht geübt in Rabalen und den dazu gehörigen Komplikationen. Wohl, es war ein jagdbarer Feldhase gewesen, töstlich nach Wildwald dufend, weiter machte sich Hsegrimm keine Gedanken über die kurze Begegnung.

Selma hingegen verweigerte den ganzen Tag die Nahrung, auch weil man die Söhne von ihr entfernt hatte. Zum Glück roch und hörte sie die beiden.

Virginia führte bereits wieder eine Kudentchar spazieren, Garibaldi marschierte mit üblichem Stolz hinterdrein. Die verlorene Sichel verärgerte er nie, obgleich auch die jungen Herren sich an den Anblick allmählich gewöhnt hatten und nicht mehr spöttisch gaderien. Sie merkten natürlich, wie notwendig es war, sich mit dem Herrn des Hofes gut zu stellen. Garibaldi benahm sich ganz nett zu ihnen, aber wenn er immer wieder betonte: meine Liebste Virginia tut dies und meint das, fanden sie ihn unausstehlich. Dabei war man sich einig im Urteil über Virginia, das alte Gestell, völlig einig wie selten.

Virginia würdigte Selma keines Blickes, sie führte nur, so oft sie konnte, ihre Kinder an deren Villa vorüber.

„So ein Laster,“ gadelte sie nachher leise in sich hinein, besorgt, daß ihre Kleinen nicht zuhörten, damit sie nicht zu früh aufgeklärt würden, vergaß sich aber doch später und äußerte sich zu Hättel: „So ein Laster braucht auch noch eine Villa. Aber so geht es immer in der Welt. Das größte Stück hat das größte Glück. Unierens, das brav und fleißig seine Pflicht tut, wird heutzutage für dumm verzollt, für altmodisch, spießig, rückständig und was weiß ich für was noch gehalten. Der Kater Willi, der ist überhaupt ein Hochstapler, sämtliche Mäuse pfeifen es in den Köchern daß er blind und taub vor Liebe ist zu einer dünnen, gelben Käbin, die keine Heimat besitzt. Und hat man nicht vor kurzem drei Tage nach ihm gesucht? Wo, frage ich, wo war er?“

„Im Grunde,“ Virginia gadelte ganz, ganz leise, Hättel tat, als rüpe sie Gras, um besser hören zu können, obwohl sie nicht gerne sah, wenn sich die Henne allzu vertraut an sie heranmachte, sie war ja doch hochmütig, „im Grunde,“ flüsterte Virginia, „kann ich es dem Willi, der immerhin ein feiner Herr ist, nicht verdenken, wenn er neben hinaus liebt. Selma beachtet ihn ja garnicht mehr, seit sie die Kinder von ihm hat. Sie speit ans Gitter und schlägt um sich, wenn er in ihre Nähe kommt, erzählte mir Bella, die Katte, neulich.“

Finden Sie, daß Selma sich richtig verhält?

„Alles, was recht ist, er gilt immerhin doch als der Vater der Kleinen.“

Hättel, die Hsegrimm mit Herren und Damen den Burgweg herabkommen sah, gab der Henne keine Antwort. Sie ging mit vornehmem Wiegen in den Hüften über den Hof. Das fehlte noch, sich im Gespräch mit der als kleinbürgerlich erkannten Virginia öffentlich bloßzustellen.

Die fremden Herrschaften verweilten vor Selmas Villa, gaben ihr wie den Jungen allerlei Kosenamen. Virginia rief auffällig nach ihren Kindern, jedoch hieß es nur: „Ach, was für ein Gewusel, und seht doch diesen lustigen Dahn! Er hat ja nur eine Schwanzfeder!“

„Ja, ja, wohl das Hofproletariat, die haben alle krumme Beine,“ meinte ein dicker Witzbold. Doch da hätten ihr den Maler hören sollen: „Sie ist eine fleißige Legerin. Allein sind die beiden aufgezeugt, Virginia und Garibaldi, und haben sich zu einem Volk von insgesamt 20 Köpfen vermehrt.“ Das bedeutet schon etwas.“ Burgherr und Besucher lachten.

„Die Häsin ist herrlich,“ hörte Virginia noch als Dämpfer auf ihren Stolz eine überspannte Damenstimme sagen. Dann schritt sie heim mit Kindern und Mann.

Der eine Sohn Selmas namens Hans verschwand in dieser Nacht spurlos. Das Türchen seiner Kammer stand offen, der Reißriegel schien sich gelockert zu haben und hing lose herunter. Gulden Schuh suchte tagelang nach ihm, fand ihn aber nicht. Daß jetzt auf Fröh, den letzten Hasenjüngling, acht gegeben wurde wie auf einen Erbprinzen allerhöchsten Geblütes, verstand sich von selbst. Er durfte nie mit Selma auf die Wiese, um ja keine Gelegenheit zum Entwischen zu haben; denn Bagabundenblut konnte sicher auch dieser Fröh nicht verleugnen. Erst später, nachdem die Posentragödie ihre trauriges Ende gefunden hatte, gestand Hansfrieder der jüngste Sohn des Malers, daß er den Hasen Hans wahrscheinlich vor die verbotene Flinte beim Schießen in den Reben bekommen habe, als es galt, Umseln und anderes näsches Geller von den Trauben zu scheuchen. Wenn Buben „wahrscheinlich“ sagen, dann darf man den Fall als geschehen betrachten.



Nun, Selma trug alle herben Verluste mit der Größe eines in sich gefestigten Charakters. Vielleicht spürte sie sogar den Verlust von Hans nicht mehr, zumal die Familienbande der Tiere nach anderen Gesetzen zerreißen, als die der Menschen.

Indessen herrschte auf der Burg Rheineck inmitten eines herrlichen Sommers festliche, ruhig leuchtende Stimmung bei Menschen und Tieren. In jeder Beziehung waren dies fruchtbare, gnadenreiche Wochen. Es gab keine aufregenden Ereignisse mehr für längere Zeit, so daß Virginia ein wenig zwahlig wurde, weil sie das ewige Einerlei, wie sie den sanften Frieden der Tage nannte, verdroß. Daß Karline für eine Woche ins Dorf hinuntergeführt wurde, bedeutete nichts Besonderes. Die zweite Kuh im Stall, Karlinsens Tochter, war noch ein junges, dummes Ding. Hättels koketten Hüftenschwung hatte man satt bis an den Kropf. Ja so, da schon das Wort Kropf fällt, dürften die Tauben nicht vergessen werden, welche seit etlichen Wochen auf dem Hofe lebten. Wie die Zigeuner waren sie eines Tages einfach da, hockten auf dem Scheunengiebel, schnäbelten oder zankten miteinander. Zu dem biblischen Lob: Seid sanft wie die Tauben, konnte Virginia nur entgegengesetzte Beobachtungen feststellen. Das war auch alles, was bei diesem Zuwachs heraustram.

Jutta, die Hündin, fraß sich fast selber auf vor Wut; denn es verging kaum ein Tag, an dem nicht fremde Leute das Burgrevier betrachten, die den Maler besuchen wollten. Aber man hörte allmählich kaum mehr auf ihr Gebell, und sie straste sich selbst am schlimmsten durch ihre übertriebene Wachsamkeit, denn sie kam dadurch nie von der Kette. Trug nicht auch ihre geheime Neigung zu Hegerimm, dem Herrschaftshund, die gänzlich unerwidert blieb, zu ihrer überreizten Stimmung bei?

Also es geschah nichts mehr von Bedeutung. Fritz, der Hasenjüngling, im vornehm schlichten graubraunen Anzug, der sich streng jeder auffälligen Farbflecke enthielt, mit Ausnahme eines neckischen weißen Schwänzchens, Fritz sehnte sich nach Freiheit, umjomehr, als seine Nachbarin, Riesentier von bedeutender Schönheit, wie er fand, öfters frei ins Gras hinaus durfte, während man über ihn, sobald er auf einem Fleckchen Grün saß, einen schweren Weidenkorb stürzte. Selma beschnupperte oft ringsum sein merkwürdiges Gefängnis. Durch die kleinen Lüden im Gestrüch sahen sie sich auch in die Augen, spürten die Feuchtigkeits ihres Atems und hatten ein wenig Angst voreinander.

Es war wieder ein Sonntag. Da nahte in Gestalt des kleinen Kindes Anneli, das Josef und Marie gehörte, die Freiheit. Anneli machte sü, sü, sü, was eigentlich Fritz heißen sollte, wollte das geliebte Tierchen streicheln und stürzte den Korb einfach um. Erst saß Fritz aufrecht und blinzelte, weil ihm die Sonne zu rasch in die Augen fuhr. Dann hoppelte er zag ein wenig herum. Inzwischen begab sich Selma auf das Plätzchen, wo Fritz in dumpfer Gefangenschaft gelitten hatte, und beschnupperte es eingehend. Das Anneli, ein lustiges Dinglein, ach, harmloses Werkzeug des Schicksals, stülpte flugs den Korb über die geistesabwesende Häsin. Die ganze dreijährige Mädelestrafe mußte es branntwenden.

Fritz jedoch war und blieb verschwunden. Als Guldenstuh, der den Stall sorgfältig gesäubert hatte, kam, sah er staunend den Szenenwechsel. Das Anneli war schon abgetreten. Er suchte nach Fritz, lockte, piff, aber alles war vergebens, den rief niemand aus dem schönen grünen Wald zurück. Der arme Josef kam sich irgendwie geprellt, genasführt vor. Er verschwieg diesen herben Verlust des letzten Hasen. Der Maler, vollauf mit einem großen Werk beschäftigt, merkte nichts, und seine ganze Familie hatte durch den regen Besuch kaum Zeit für sich, geschweige denn für Josef Guldenstuh und dessen Räte.

Selma, die Vielgeprüfte, stand ab. Sie wurde wieder schwermütig. Ihr seidiges Fell verlor Glanz und Glätte, und sie nahm nur wenig Nahrung zu sich. Niemand auf dem ganzen Hof beachtete sie, kein Mitleid tat ihr wohl. Nicht einmal Willi, der Kater, kümmerte sich auch nur von ferne um seine ehemals so zart geliebte Freundin.

Selma wartete noch auf Fritz. Oft horchte sie auf, glaubte das bekannte Goppeln nebenan zu hören, aber eine Enttäuschung fand sich zu der anderen.

„Im Winter,“ dachte indessen Guldenstuh, „wenn's ihn an die Läufe friert und ihm der Magen einschrumpft vor Hunger, wird er wohl zu den Fleischtopfen Aegyptens zurückkehren.“

Der Herbst betrat das Land mit goldenem Schuh. Die Birken standen golden im Laub. Die Trauben reiften golden. Die goldene Kornernte droß man schon. Die Erde war ein einziges großes, hinschenkendes Goldwunder. Golden und blau schien die Welt allum, blau der Himmel, blau der Strom, blau die Nacht mit goldenem Gestirn. Die Romanikl abenteuerter hier hin und her, wie auf's neue lebendig voll Liebe und Schwermut.

Der Kuch trug Lust nach süßen Trauben und schlug mit nächtiger Pfote die Beeren ab, die er wollte, ließ liegen, was er nicht mehr zwang. Fritz, der Hase, spitzte, bis der rote Feind von dannen war und hielt fröhliche Nachmahlzeit mit den auf dem Boden liegenden Beeren. Vögel fielen morgens bei Sonnenaufgang in den Weinberg und pickten die süße Frucht vom Stock. Zuweilen kam der Mann mit dem Gewehr, schoß blühdings in die Luft, so daß alles Getier voll Entsetzen davonschob. Die Gekauften aber lebensfroher Gesellen sind leichtsinnig kurz, und so

naschten sie immer wieder. Oft warnte die Amsel früh genug, die Abspasserin aller Tiere, oder die wachsame, blühängige Meiß, vor Willi, dem Kater, mußte man auch auf der Hut sein.

Nachts kamen dann Nebel, das Gold wurde blind. Dastü flammte Rot auf an Nebstod und Kirschbaum. Beeren reiften in Rot: Hagebutten, Pfaffenstüthen, Vogelbeeren, Verberitze. Der Nebel versäuerte dem Getier ein wenig die lärmende Lebenslust. Die Kirmes klang aus.

Die Besitzer der Weinberge freuten sich wenig über die Herbstfeste der Tiere, Selbst Virginia, die nur einmal ein bißchen ihre Kleinen, schon wieder eine Schar, den Nebgang hinauf führte, beleiße nicht, um Trauben zu stehlen, obwohl man manchmal doch mit gerecktem Hals an tief herabhängenden Beeren stupfte, um zu sehen, ob sie auch endlich reif seien — aus Interesse an der Herrschaft natürlich, die bald herbsten wollte —, selbst sie wurde mit husch, husch, husch verjagt. Sie entließ beleidigt glucksend. Die Kleinen rannten angstvoll hinterdrein. Garibaldi, der jetzt doch schon Alterserscheinungen aufwies, d. h. launisch und unritterlich wurde, knurrte: „Ich hab es dir ja gleich gesagt, das ist verboten, jedes Jahr werden die Nebberge geschlossen.“ Ihn plagte ein wenig die Gicht in den Zehen. Der Nebel, ja der Nebel!

Der Nebel sank eines Morgens als Tau nieder, und die Sonne schien ganz blaß, da sah der Maler, den sie in die Nebel gelockt hatte, und der den üblichen Schreckschuß abgeben wollte, einen jungen Kammeler dahergezottelt kommen, ein bißchen verträumt, verbummelt, so, als habe er die Nacht in fröhlicher Gesellschaft schlaflos verbracht.

Ruck, zuck! und der Maler hatte die Flinte abgedrückt. Der Teufel ritt ihn wohl, da er sonst keinem Tier ein Härchen krümmen konnte. Jedoch jeder Mensch hat solche fatale Augenblicke, und ein Gewehr will abgeschossen sein, es erpreßt sozusagen den Schuß von seinem Besitzer. Kurzum, der Sonntagjäger schoß, jedoch der schlanke Abenteurer schien keineswegs tot; dreibeinig rannte er den Weg hinunter, der schlechte Schütze hinterdrein, traurig bereits über die Qual des angeschossenen Tierchens. Im Burghof endlich ging die Jagd zu Ende, das Dreibein verchwand unter einer Holzbeuge. Hegerimm umbellte sie wütend. Virginia und Garibaldi erstarrten vor Entsetzen und beängten, mitten im Hof stehend, lange das Schauspiel. Virginia fand endlich die Stimme wieder und mutmaßte laut, Sie wurde nicht müde, immer und immer wieder zu erzählen, wie sich das Ereignis im Nichte ihrer Augenzugenschaft abgespielt hatte, obwohl fast alle genau so viel von dem Schauspiel mit angesehen haben mußten, wie sie auch.

Guldenstuh machte stillschweigend die Türe des Hasenstalles auf. Er wußte: es ist Fritz.

Dem Maler vertraute er endlich seinen Verlust und seine Hoffnung an. Dem bereitete das Geschehnis recht trübe Stimmung. Guldenstuh legte vor die Holzbeuge Salatblättchen und zarte Rübchen. Selma hüpfte aufgereggt im Stall herum und fraß nichts den ganzen Tag.

Das Dreibein indessen schien sich häuslich einzurichten in seinem ungewohnten Verles. Salat und Rübchen waren verschwunden, ein Kohlstunk halb abgenagt.

Am zweiten Tag fraß Selma wieder nichts, hockte stumm da und starrte gegen die Beuge.

Am dritten Tag rief des Malers Sohn den Vater her und sagte: „Horch!“

Es klang irgendwo, als ob Knochen zerknarscht würden. Sie spähten vorsichtig hinter die Beuge. Da stand Hegerimm, der leutliche Herrschaftshund, und — Fritz war dahin.

Virginia kam vom Eierlegen aus dem Henstoch und ahnte gleich, was geschehen war. Verstört gackelnd torkelte sie zu Karline in den Kuhstall, wo die anderen Hennen und Garibaldi sich aufhielten, und berichtete alles. Wie ein Lauffener verbreitete sich jetzt die Nachricht von Mund zu Mund: Fritz ist dahin. Das Dreibein unter der Holzbeuge war Fritz. Hegerimm ließ das Schwänzchen liegen, das Guldenstuh als Frihen zugehörig erkannte, denn es allein hatte eine blendend weiße Farbe als Erbstück von Selma.

Und nicht genug des Unglücks an diesem traurig grauen Herbsttag: die Häsin Selma verlor völlig die Lust am Leben, ließ sich vom Gram das Herz abdrücken und lag auf einmal tot im Stall.

Das letzte Wort mußte Virginia haben. Sie versammelte die Hennen und Garibaldi um sich. Zum Reichen der Trauer stand man vor dem Hasenquartier, in dem Selma noch lag, nun starr und steif. Man war sich und ihr diese Ehrung schuldig. Virginias Stimme zitterte ein bißchen, als sie begann: „Toten soll man nichts Schlechtes nachsagen, Selma war hochmütig und hat das Ende mit Schrecken selbst verschuldet. Aber sie war eine brave Mutter; denn sie hat sich für ihre Kinder hingeopfert, ob schon sie leichtsinnig und ohne gute Erziehung waren. So geht es aber immer in dieser Welt: Hochmut kommt vor dem Fall. Ihr Jungen, das ist euch eine Warnung für alle Zeiten. Ach Garibaldi, gelt, es war doch eine ganz lobenswerte Nachbarin, die Selma, man sollte ihr niemals Schlimmes nachsagen.“

Da kam Guldenstuh über den Hof, niedergeschlagen und blaß. Das Anneli ging an seiner Hand. Er trug einen Spaten, das Kind ein paar Dahlien.